



Und fort der Stolz

In zwei Jahren verlor das Dorf Luterbach die Hälfte seiner Arbeitsplätze. Nach den Stellen werden nun die Maschinen abgebaut **VON OLIVIA KÜHNI**



Als Norbert Briefer an diesem Abend im Rössli sein Schnitzel isst, sitzt er abseits des Stammtischs. Briefer ist Österreicher, 900 Kilometer fern seiner Heimat. Ein Fremder mit knöchigem Gesicht, strähnigen Haaren, wachen Augen. Tagsüber schraubt und hievt und schwitzt er unten an der Aare. Er ist hier, um eine Maschine abzubauen, an der manche im Dorf ihr Leben verbracht haben. Briefer blickt lange hinüber zum runden Tisch. Sieben Männer sitzen dort, alles Monteure. Dann sagt er leise: »Wir sind die Bösen hier. Ja sicher sind wir die Bösen.«

Luterbach im Kanton Solothurn – Gemeindehaus, Bäckerei, Beiz, an den Rändern des Dorfes lehmiges Ackerland, Wellblechgebäude und die Straße in die Stadt –, dieses Luterbach hat es schwer gehabt in den letzten Jahren. Im November 2008 schloss die norwegische Firma Borregaard die 127-jährige Zellulosefabrik Attisholz unten an der Aare. Die Schwyzer Sägerei Schilliger, die neben die Fabrik ziehen und ihr Restholz dort verarbeiten lassen wollte, zog zurück und kaufte stattdessen ein Werk im Elsass. Fast gleichzeitig entschloss sich die Firma Schaffner, ihre Elektronikteile nur noch in Ungarn zu produzieren. Und Step-Tec, die auf der anderen Seite des Dorfes Präzisionsspindeln herstellt, entließ unter dem Druck der Wirtschaftskrise ein Drittel der Belegschaft.

540 Stellen verschwanden innerhalb von zwei Jahren, gut die Hälfte aller Arbeitsplätze im Dorf. 1,5 Millionen Steuerfranken schmolzen weg. »Wir können uns nichts mehr leisten«, sagt ein Gemeinderat. »Wenn jetzt ein paar Wasserleitungen platzen, dann haben wir ein Problem.«

Der nächste Tag bringt Luterbach eine helle Frühlingssonne. Es ist kurz vor 12 Uhr mittags. Der Asphalt vor der ehemaligen Zellulosefabrik Attisholz glitzert in den Augen. Der Österreicher Briefer hievt mit fünf Kollegen Lüftungsschächte

auf die Ladefläche eines Lastwagens. Hinter ihm ragen ein rundes, silbernes Silo und ein blauer Turm 50 Meter hoch in die Luft. Daneben steht ein graues Backsteingebäude. In der Wand klaffen große, dunkle Löcher. Sechs Betonpfeiler vor dem Gebäude deuten an, wo noch vor Kurzem 24 Meter hohe Behälter standen. In ihnen wurde einst dem Abfall aus der Zelluloseproduktion das Wasser entzogen, damit die eingedickte Lauge verbrannt werden konnte. Aus den Höhlen in der Wand führten Rohrleitungen die Flüssigkeit in die Türme.

Der Chauffeur fährt los. Wenn er noch vor 17 Uhr am nächsten Tag in Österreich sein will, muss er sich beeilen. Sie warten dort in der Zellulosefabrik Lenzing – einer Leitzentrale von Fabriken in Asien, Europa, Amerika –, bis er die letzten Teile der Maschine aus Luterbach bringt. Briefer hat Pause. Er wischt sich den Schweiß von der Stirn und zündet eine Zigarette an. Er starrt in die dunklen Wunden der Backsteinwand. »Wenn man sich das anschaut«, sagt er, »dann tut das weh.« Briefer hat schon in Rumänien Maschinen abgebaut und in Norwegen. Aber noch nie, sagt er, sei eine Fabrik so unversehrt und neu gewesen wie diese. Die Jungen sind schon auf dem Weg in den Pausenraum. Sie werden gleich Bergkäse aus dem Coop essen, Peperoni, Aufschnitt, Cervelats. Sie machen nur ihre Arbeit. Aber er, der seit 23 Jahren Monteur ist und einiges gesehen hat, runzelt die Stirn.

Als Borregaard zumachte, verlor Sepp Rüetschli auf einen Schlag 40 Prozent seines Umsatzes. »So etwas kann man nicht wieder wettmachen«, sagt er. »Das fehlt für immer.« Rüetschli handelt mit Brennstoffen in Luterbach, wie sein Vater und sein Großvater vor ihm. Als »das Attisholz« noch produzierte, holte er jeweils zwei Stapel Holz aus dem Wald zwischen Dorf und Autobahn: Einen verkaufte er als Brennholz weiter,

den anderen lieferte er der Zellulosefabrik. Heute holen fremde Transporter die Fichtenstämme und schaffen sie in die Spanplattenfabrik Menznau, 60 Kilometer weit durch die Landschaft. Rüetschli kann auch ohne das Holzgeschäft überleben. Aber seine Bürohilfe, die hat er entlassen.

Er ist damit nicht alleine: An jedem Arbeitsplatz, der bei den Werkschließungen verloren ging, hing eine weitere Stelle, schätzte der regionale Wirtschaftsförderer Max Wittwer. Zulieferer, Chauffeure, Bauarbeiter, Reinigungsdienste, Beizen – wenn die Großen wanken, straucheln sie mit. Wie viele von ihnen ihre Leute entließen, wird erst die nächste Volkszählung zeigen.

Was Luterbach erlebt, ist sinnbildlich für diese ganze Region. »Bermudadreieck« nennen die Einheimischen das Flachland zwischen Olten, Biel und Bern – weil Werke, Stellen, Steuern verschwinden. Es ist hier, wo der Strom der Aare vor über zweihundert Jahren Spinnereien und Webereien anzog, später Stahlwerke, Zementfabriken, Papierfabriken. Jede Wirtschaftskrise von 1970 bis heute zwang einige der Industriellen zur Verlagerung ins Ausland, zum Schrumpfen, zur Neuorientierung, zum Verkauf, zum Tod: Stahl Gerlafingen, Papierfabrik Biberist, Mühleman, Attisholz.

Seit zehn Jahren fördert der Kanton Solothurn nun hoch spezialisierte Nischen, deren Wertschöpfung Schweizer Löhne decken kann – Medizinal- und Präzisionstechnik, Feinmechanik. Doch auch die neuen Firmen produzieren für den Export: Der Kanton bleibt den Launen der Weltwirtschaft ausgeliefert. 4,5 Prozent seiner Erwerbstätigen waren Ende Februar arbeitslos – die höchste Quote der Deutschschweiz.

»Die jüngste Krise hat gezeigt«, sagt Wirtschaftsförderer Wittwer, »dass es nicht reicht, was wir ma-

chen.« Die Region brauche Unternehmen, die konkurrenzresistenter sind – Nahrungsmittelindustrie, Dienstleistungen, Gesundheit. Das kleine Luterbach hat dabei einen Trumpf in der Hand: Das Gelände der Zellulosefabrik Attisholz, auf dem der Österreicher vor wenigen Stunden die letzten Teile auf den Laster lud, ist eines der größten voll erschlossenen Industriegelände Mitteleuropas.

Der frühere Holzlieferant Rüetschli besucht das Attisholz noch immer, einmal pro Woche mit seinem kleinen Sohn. Er fährt am Pumpwerk vorbei, bis hinein ins Herz der Anlage, wo das hohe Silo steht. Der blaue Turm, das graue Backsteingebäude. Er folgt dem Wegweiser mit dem Schriftzug »Holzannahme« nach rechts auf einen weiten grauen Asphaltplatz. In der Mitte eine Bodenwaage. Rüetschli zeigt dem Sohn die große grüne Maschine, die einst Stämme entrinde, er erklärt ihm, wie das Förderband die Holzschnitzel in die Fabrik zurück. Als er die klaffenden Löcher in der grauen Wand sieht, hält er an.

An der Fasnacht im Februar zogen die Luterbacher durchs Dorf. Sie sind ein unternehmungslustiges Volk. Vierzig Vereine haben sie gegründet, den Frauenturnverein, den Pétanqueclub, die Feldschützen. Die Fasnächter zogen die Hauptstraße entlang am Rössli vorbei, am Gemeindeplatz und an der Kirche in der Kurve. Sie sangen: »Schaffner, Schilliger, Attisholz, furt si Stüre, furt der Stolz, aber mir si nid elei; mir hei jo jetz der Ochsebei. Trulla, trullala, mir föh wider vorne a, wiegseit, mir si jo nid elei; für us luegt jetz der Ochsebei.«

NEU UND UNVERSEHRT
war die Zellulosefabrik von Luterbach. Sie wird auseinander-geschraubt, verpackt und soll bei Wien wiederaufstehen



»Der Ochsebei«, das ist der Gemeindepräsident. Ein bleicher, höflicher Mann mit einer zarten silbernen Brille. Als er über sein Dorf spricht, nennt er Zahlen, Daten, Sätze, ohne auf ein Blatt Papier zu schauen: 3319 Einwohner, voraussichtliches Defizit dieses Jahr 346 526 Franken, neunthöchster Steuersatz im Kanton. Michael Ochsenbein hat zwei große Sorgen: die Finanzen der Gemeinde ganz grundsätzlich. Und die Sanierung des Schulhauses, die sich nicht mehr aufschieben lässt. Ochsenbein spart, wo er kann. »Alles, was geht«, habe er für 2010 aus dem Budget gestrichen. Was ist alles? »Das Letzte, was wir gestrichen haben, sind 150 Franken Beitrag an die Winterhilfe.«

Es ist Abend geworden in Luterbach. Norbert Briefer sitzt wieder an seinem Tisch im Rössli. Morgen, vielleicht übermorgen fährt er heim in den Wiener Vorort, in dem er lebt. Alleine. Briefer hat eine zehnjährige Tochter. Bis vor zwei Jahren hat er täglich mit ihr zu Abend gegessen. Dann ging seine Frau, mit ihr das Kind, und Briefer meldete sich bei seinem Chef für die Montage auf Abruf im Ausland. »Es spielt keine Rolle mehr«, sagt er. Er steht auf, geht nach draußen, um am Bistrotisch mit Aussicht auf den Dorfplatz und das Gemeindehaus eine Zigarette zu rauchen.

Am Stammtisch sitzen jetzt zwei Frauen und sechs Männer. Die Halbsätze fliegen über den Tisch. Sepp Rüetschli schweigt lange. Dann sagt er: »Ich verstehe einfach nicht, dass hier alles schlecht sein soll und dort alles gut.« Er geht hinaus vor die Tür. Stellt sich neben den Mann, der die Löcher in die Fabrik des Dorfes schlug. Sie schauen sich lange an. »Wann seid ihr fertig?«, fragt der Luterbacher. »Übermorgen«, sagt der Österreicher. »Wahnsinn«, sagt Rüetschli. »Gell«, sagt Briefer. Rüetschli überlegt. Dann sagt er, er komme die Anlage besuchen in Österreich. Sobald sie laufe. Vielleicht mit seinem Sohn.

SCHWEIZERSPIEGEL

Meine Kindheit in Kerala

Die Zürcher Ärztin **BRIDA VON CASTELBERG** war beim indischen Ayurveda-Kollegen

Wie entscheidet man sich für ein Ferienziel? Beschwerden aller Art (insbesondere Rückenschmerzen), die Liebe zu Asien, ein Bedürfnis nach Wärme und mein kindlich unwissenschaftlicher Glaube an fremde Medizin – diese Kombination bewog meinen Freund und mich dazu, eine Ayurveda-Kur in Kerala zu buchen. Nach langem Flug im engen Flugzeug Ankniff im Resort mit einem paradiesischen Garten (»no plastic bags allowed«). Überall lächeln freundliche Inder in verschiedenen Funktionen. Gleich nach Bezug des Häuschens Visite bei Dr. Krishnakurti. Über die vorgebrachten Beschwerden muss der *ayurvedic doctor* lächeln, zumal den Wunsch nach Gewichtsreduktion kann er, selbst gut genährt, nicht wirklich nachvollziehen.

Die Einrichtung des großen Pavillons kann man als karg bezeichnen. Zwei Zugeständnisse an die westliche Medizin gibt es: eine alte Waage und ein Stethoskop. Tief beeindruckt bin ich vom »Büchergestell«, in dem keine Bücher, aber eindrückliche Wurzeln jeder Größe und Form gelagert werden. Sekundiert wird Dr. Krishnakurti bei den Untersuchungen durch eine Ärztin, die jeden Tag unterm weissen Kittel einen neuen Sari trägt. Pulsdiagnostik, Drücken der Handballen, Beurteilung von Augen und Zunge, Abtasten des Bauches, Abhören von Herz und Lunge: Das ergibt bei mir einen »Vata-Pitta-Typ«. Verordnet werden rücken-spezifische Therapien. Sport und Yoga werden mir verboten.

Die erste Therapie, gleich nach dem großartigen vegetarischen Essen, findet auf einem sezientischähnlichen Holzmöbel statt – hart und unbequem. Nachdem zuerst Öl auf den Kopf getropft und dann kräftig das Gesicht gerieben wurde, massieren mich vier flinke, kräftige, schlanke Frauenhände von Kopf bis Fuß. Ich schlafe sofort ein. Beim Erwachen höre ich das Meer und seltsame Vogelstimmen. Es folgt ein wohlriechendes Dampfbad in einem grotesken Holzbottich; ich bin heilfroh, dass mich niemand sehen kann. Der Schweiß explodiert aus der

Haut und wird noch etwas gefördert durch ein heißes Pfeffer-Ingwer-Getränk.

Die Therapien finden täglich statt – mit Variationen –, und bald sprießen auf meiner Haut die Pickel. Das sei das Gift, das den Körper verlässt, sagt der Doktor, und ich resümiere meinen Winter mit Fondue und Weißwein. Ich appliziere Aloe vera und Kokosöl mit Schwefelzusatz, beides ohne Erfolg. Offenbar will noch etliches Gift diesen Körper verlassen.

Beim feinen Beträufeln der Stirn mit Öl wird mein Gedächtnis aktiviert, ich sehe das Haus meiner Kindheit in jedem Detail, ja ich könnte die längst vergessenen Muster der Vorhänge zeichnen. Nach zehn Tagen realisiere ich, dass ich trotz harten

Liegen und fast ebenso hartem Bett noch kein einziges Schmerzmittel genommen habe und mich auf dem öligen Tisch drehe wie ein wohliger Wal. Ich staune.

Die immer gleichen zwei Therapeutinnen entwickeln eine sprach-unabhängige Zärtlichkeit, und es wird mir bewusst, dass sich noch nie in meinem Leben jemand so intensiv und lange mit meinem Körper beschäftigt hat, schon gar nicht mit dessen Rückseite. Ich wiederum spüre jedes Detail der Befindlichkeit dieser beiden Frauen, die Varianten im Rhythmus bei der Massage, ob die eine vergnügt ist oder ob sich die beiden leise über den Doktor ärgern. Es entsteht eine Vertrautheit, wie sie selbst mit Freunden unüblich ist. Ob dies zum therapeutischen Erfolg nötig ist?

Und dann das Essen: Ich halte mich streng an meine acht erlaubten von zwölf möglichen Gemüsetöpfen, alles hervorragend, aber recht fett gekochte Gemüse, die keiner mir bekannten Ernährungstheorie entsprechen. Und nie verspüre ich Hunger, mein glücklicher Freund nimmt ganz nebenbei vier Kilo ab. In einer mitgebrachten Zeitung fällt mir ein Artikel mit einer Weltkarte über Gesundheitskosten und Sterblichkeit in die Hand, und mit den Erfahrungen von hier resümiere ich: Es gibt auf der Welt mehr als nur das, was wir kennen und als richtig erachten.



AYURVEDA-BEHANDLUNG: Öl und Dampf holen das Gift aus dem Körper

n|w

Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit



Master of Arts in Sozialer Arbeit mit Schwerpunkt Soziale Innovation

anwendungsorientiert | forschungsbasiert | international

Sehen Sie sich künftig in der forschungsbasierten Entwicklung und praktischen Umsetzung von innovativen Methoden, Verfahren und Programmen in der Sozialen Arbeit und der Sozialpolitik? Oder streben Sie eine wissenschaftliche Tätigkeit und ein Doktorat in diesem Bereich an?

Die Hochschule für Soziale Arbeit FHNW macht Ihnen das Angebot, sich in einem konsekutiven Master-Studium die dafür notwendigen Kompetenzen anzueignen.

Voraussetzung für das Master-Studium ist ein Bachelorabschluss in einer sozialwissenschaftlichen Disziplin.

Studienbeginn ist jeweils im September; Vollzeitstudium (3 Semester) und Teilzeitstudium (bis 6 Semester) möglich. Semestergebühr: CHF 700.–.

Dieses Master-Studium wird in Kooperation mit der Evangelischen Hochschule Freiburg i. Br. und der Universität Basel angeboten.

Weitere Informationen erhalten Sie unter:

masterstudium.sozialarbeit@fhnw.ch | Tel. +41 (0)848 821 011 | www.masterstudium-sozialarbeit.ch

Fachhochschule Nordwestschweiz | Hochschule für Soziale Arbeit | Riggbachstrasse 16 | CH-4600 Olten

www.fhnw.ch/sozialarbeit